Mona Hanafi El Siofi

Auch wir sind Wessis!

Sabine Mannitz (2006) Die verkannte Integration. Eine Langzeitstudie unter Heranwachsenden aus Immigrantenfamilien. Bielefeld: transcript (346 S., 30,80 Euro).

Inmitten der Diskussionen um Leitkultur und Parallelgesellschaften legt Sabine Mannitz die überraschenden Ergebnisse ihrer Studie zu Nachkommen von MigrantInnen vor. Vom Leitkulturkonzept und der Frage der Integration, die mit dem moralischen Zeigefinger „sowohl Bring- als auch Holschuld bei der eingewanderten Bevölkerung ansiedeln" (312), distanziert sich die Autorin dabei eindeutig. Überraschend dürften ihre Ergebnisse vor allem für diejenigen sein, die annehmen, dass ‚ausländische' MitbürgerInnen ihre Integration in die deutsche Gesellschaft notorisch verweigern und sich in Großstadtghettos abschotten. Solchen stigmatisierenden Zuschreibungen hält die lesenswerte Publikation zu sozialen Erfahrungen und Selbstpositionierungen junger Menschen aus dem Migrationsmilieu kritisch den Spiegel vor. Ihre Daten gewann Mannitz zunächst mittels einer zehnmonatigen stationären Feldforschung an einer so genannten ‚Brennpunkt'-(Gesamt)Schule in Berlin-Neukölln. Daraus hatten sich engere Kontakte zu fünf befreundeten Mädchen sowie einem Jungen unterschiedlicher ethnischer und religiöser Herkunft ergeben. Diese Teenager begleitete Mannitz dann auch über deren Schulzeit hinaus für insgesamt fünf Jahre.

In Deutschland hat das neuere Sozialisationstheorem von Adoleszenz als „eine[m] krisenhaften Übergang[ ] mit anschließender Anpassung an die bestehenden Strukturen" (12) keine Geltungskraft für Jugendliche aus Familien mit Migrationshintergrund. Vielmehr reduziert man sie auf ihre als ‚völlig anders' klassifizierte kulturelle Herkunft, die sie in ihrer familiären Primärsozialisation erfahren haben. Aufgrund der mutmaßlich daraus hervorgehenden unauflöslichen Kulturkonflikte gelten sie per se als besonders belastet und folglich in Schulen als das Problemklientel schlechthin. So erörtert Mannitz in Kapitel 1, *Konzeptionelle Grundlagen*, erst einmal rezente Auffassungen zu Sozialisationsprozessen – und eben jene Merkwürdigkeit, weshalb MigrantInnenkindern, im Gegensatz zu Gleichaltrigen ohne Migrationshintergrund, die „sozialisationstheoretisch allgemein angenommene Handlungsfähigkeit und soziale Transformationskompetenz … aberkannt" (45) wird. Die Autorin wendet sich gegen dieserart pathologisierende Standpunkte, die eine kulturell determinierte Basispersönlichkeit behaupten, Sozialisation auf den Einfluss der Eltern verkürzen und die Wirkmächtigkeit aller anderen Sozialisationsagenturen ausblenden.

Dass „Adoleszenz im Kontext einer Immigrantenfamilie (…) von speziellen Umständen beeinflusst" ist (46), leugnet Mannitz jedoch nicht. Insbesondere muslimische Mädchen sind den hegemonialen Diskursen um den vermeintlich demokratie-inkompatiblen Islam sowie den hartnäckigen Klischees von dessen angeblich rückschrittlichen Geschlechterverhältnissen ausgesetzt. Dementsprechend unterliegen sie einer „verdoppelten Minoritätserfahrung von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung" (70), darauf geht Mannitz in späteren

Kapiteln noch mehrfach ein. Weil die Differenznarrative der Mehrheitsgesellschaft von den ‚AusländerInnen' sehr sensibel registriert werden, stellen sie für die Jugendlichen aus MigrantInnenfamilien einen Sozialisationsfaktor dar, der Heranwachsenden ohne Migrationshintergrund erspart bleibt. Damit wird ihre Sozialisation „tatsächlich zu einer, die strukturellen Besonderheiten unterliegt" (62) oder strukturiert sie je nachdem machtvoll vor. Wie die Autorin in ihrer Studie verdeutlicht, enthebt diese Verkomplizierung ihrer Individuationsaufgabe Adoleszente mit familiärem Migrationshintergrund aber nicht gemeinhin der Kompetenz, AkteurInnen ihrer individuellen Lebensführung zu sein.

In Kapitel 2 stellt Mannitz das Forschungsdesign der Studie vor. Ihre zentralen Ergebnisse führt sie in den beiden Anschlusskapiteln aus, und zwar unter Verwendung vieler anschaulicher Zitate, die das Lesen reizvoll machen:

Kapitel 3 beschäftigt sich mit den Auseinandersetzungen der untersuchten Heranwachsenden in der Schulzeit. Sie hatten gelernt, sich als different von ‚den Deutschen' aufzufassen. Und das nicht nur durch die Ausschlussnarrative der sie umgebenden Mehrheitsgesellschaft im Allgemeinen, der LehrerInnen und den Schulbüchern im Speziellen, sondern ebenso durch Abgrenzungen im Elternhaus. Sehr interessant ist nun, dass von den Jugendlichen „nicht eine spezifische national-kulturelle, ethnische oder religiöse Eigenart zum Angelpunkt der eigenen Verortungen wurde" (117), wie es ihre Eltern eigentlich von ihnen erwarteten. Stattdessen wählten sie „wir sind Ausländer" (ebd.) als gemeinsame Position, um etwaige Besonderheiten der eigenen Herkunft zu relativieren und um ihre geteilte Lage im Aufenthaltsland zu betonen.

Bei Konflikten verwendeten die Eltern gegenüber den Jugendlichen häufiger den Vorwurf des ‚schon völlig Verdeutschtseins', gemünzt etwa auf ihr Diskussionsverhalten und die Durchsetzung eigener Interessen; bei Besuchen in den Herkunftsländern der Eltern wurde von den Verwandten Ähnliches geäußert. Der Wert dieser kognitiven Fertigkeiten stand für die untersuchten Teenager aber „völlig außer Frage" (155). Und „besonders Mädchen (sahen) sich als Nutznießerinnen der elterlichen Migration …, da sie die Chancen auf Bildung und eine persönliche Entwicklung in den Herkunftsländern der Familien als schlechter einschätzten" (183). Die Verlust- und Entfremdungsängste der Eltern indessen betrachteten die Jugendlichen mit Nachsicht. Sie fassten sich sogar als *deren* ErzieherInnen auf, um die Eltern „in den Entwicklungsprozess einzubeziehen, den sie an sich selbst als das ‚Verdeutschen' im positiven Sinne erlebten" (182 f).

Ein ‚Verdeutschtsein' als Inklusionsangebot an MigrantInnen und ihre Kinder wird von der deutschen Gesellschaft, den Lehrkräften und dem Unterrichtsmaterial bis heute nicht gemacht. Sie bleiben schlicht die unerwünschten, schwierigen ‚Anderen'. Für die untersuchten Jugendlichen stellte nach Abwägung der Vor- und Nachteile ihrer Sonderposition das ‚richtig' Deutschwerden im Sinne gänzlicher Adaption aber definitiv keine Option dar. Zumal ‚Deutschsein' ja einen negativen Beiklang habe, mit dem sich nicht einmal viele ‚normale' Deutsche ohne Weiteres identifizierten – eine Ambivalenz, die Mannitz zur Schwierigkeit der Definition von ‚deutsch' u.a. historisch ausführlich kontextu-

alisiert. Freilich war ‚AusländerIn' zu sein nicht das einzige, mit dem sich die Jugendlichen identifizierten; doch mit der Übernahme und Aufwertung dieser mehrheitsgesellschaftlich negativ konnotierten Identitätskategorie „bezogen die jungen Leute Position *in* und *für* eine Gesellschaft, die interner … Diversität und Prozessen der Vermischung Raum zugestehen solle" (186, Hervorh. i. Original).

Kapitel 4 thematisiert die Veränderungen, die sich für die Untersuchten im Laufe ihrer Berufs- bzw. Universitätsausbildung ergaben. Sie erlebten jetzt deutlich mehr Diskriminierungen im Alltag als zuvor in ihrer Gesamtschule, wo der AusländerInnenanteil überwog. Besonders spannend ist, dass die jungen Erwachsenen jene Problematik ursächlich in der deutsch-deutschen Wiedervereinigung verorteten und die *gemeinsame* westdeutsche Vergangenheit idealisierten. Ihnen nach hätten ‚AusländerInnen' und Westdeutsche früher ein faires Miteinander gelebt. Außerdem hätten

> der alltägliche Umgang und die Freundschaften mit ‚Ausländern' … dafür gesorgt, dass die ‚Westler' auf deren Präsenz nicht mit Aggressivität reagierten, sondern ‚normal' seien und darin auch für ihr Leben geprägt, während ‚die Ostler' von dieser Norm des zivilen Umgangs abwichen. (258)

Demgemäß appellierten die Untersuchten an Ostdeutsche mit den Argumenten von Assimilation, „die typischerweise an die Immigrantenbevölkerung in Deutschland gerichtet wird" (255). Ganz zurecht hält Mannitz diese eigenständige Positivkonstruktion von ‚AusländerInnen als InländerInnen' für

> beachtlich: Die Macht, Normalität zu definieren – (…) eine Ressource der gesellschaftlich Etablierten – verweist auf einen hohen Anspruch eigener Zugehörigkeit und Identifikation mit dem ehemaligen Westen und dem Leben der Vorwendezeit. (255)

Darüber hinaus ist bemerkenswert, dass alle der hier vorgestellten Nachkommen von MigrantInnen

> ihr Handeln an einer *eigenen* Konzeption vom guten Leben orientierten. Die im Jugendalter in Folge der adoleszenten Konflikte mit den Eltern antizipierten Barrieren waren zwar teilweise in Sicht geraten, hatten sich aber von den jungen Erwachsenen dann umstoßen oder überwinden lassen. (283, Hervorh. im Original)

Entgegen der üblichen Stigmatisierungen orientierten sie sich demnach nicht an den Normalitätsvorstellungen ihrer Eltern. Und das lässt sich in Anlehnung an die Differenznarrative der Mehrheitsgesellschaft als Distanzierungsprozess von ihren ‚Herkunftskulturen' bezeichnen, als ihre *verkannte Integration*, die sich schon während der Schulzeit abzeichnete.

Wer die Verallgemeinerbarkeit solch günstiger Studienergebnisse zu MigrantInnenkindern bezweifelt: Das reflektierte die Autorin umsichtig und gibt dem obendrein völlig Recht. Allerdings unter dem Vorbehalt, dass ihre qualitativ

erhobenen Daten einen wichtigen exemplarischen Aussagewert haben, der der unangemessenen Komplexitätsreduktion im Zusammenhang mit MigrantInnen entgegenwirkt. Mannitz' Ergebnisse

> belegen die Existenz eines vielschichtigen Spektrums an konzeptionellen Interpretations- und Handlungsmöglichkeiten, das als solches signifikant ist, weil es den Spielraum der individuellen Praxis in konkreten Lebenszusammenhängen ausleuchtet. (93)

Derartiges kann quantitative Sozialforschung nicht leisten, die nur Momentaufnahmen individueller Perspektiven ‚feststellt', obgleich lebensweltliche Erfahrungen ständig in Fluss sind, so die Autorin (94).

In Kapitel 5 resümiert Mannitz auch unter Bezug auf andere vergleichbare Studien, dass sich die mehrheitliche Präsenz ‚ausländischer' Kinder „im Berliner *setting* … in einer schützenden Weise für diese auswirkte" (300, Hervorh. im Original). Mögliche Negativwirkungen mehrheitsgesellschaftlicher Stigmatisierungen wurden entsprechend abgeschwächt. Das Peermilieu in der Schule hatte „ihnen die Gelegenheit zur intersubjektiven Verständigung über ähnlich gelagerte adoleszente Krisen und Probleme als ‚AusländerInnen' geboten" (301). Dies und die Ghettoisierung in bestimmten Wohnvierteln bedeutete für die MigrantInnenkinder folglich: „‚Ausländer/in' zu sein, [war] hier kein Stigma, sondern (…) schlichte Normalität, die emotionale und psychische Sicherheit gab" (305).

Am Ende ihrer methodisch überzeugenden und äußerst differenzierten Darstellung ruft Mannitz eindringlich dazu auf, Menschen mit Migrationshintergrund nicht generell zu Störfaktoren zu degradieren. Leistungen erwachsener Einwanderer für Deutschland seien endlich zu würdigen und deren Kindern mehr integrative Unterstützung im für sie gleichfalls bedeutsamen Sozialraum Schule anzubieten. „Ob Pluralität als gesellschaftliche Ressource oder als schiere Belastung verstanden wird, entscheidet mit über die Entwicklung von Lebenseinstellungen, Zukunftsperspektiven und Ambitionen" (316). Und dass man speziell MigrantInnenkinder statt nur als Bürde auch als ‚kompromissbereite MittlerInnen zwischen den Kulturen' deuten könnte, machte die Autorin in hervorragender Weise plausibel.